

Nr. 9. **Illustrierte Unterhaltungsbeilage.** **1896.**

Ein Vorschlag zur Frage der Frauen-Hochschule.

Die Begründung einer Frauenhochschule in Berlin beschäftigte jüngst eine zum überwiegenden Teil von Damen besuchte Versammlung in Berlin, wo Prof. Dr. Hottinger sprach. Prof. Hottinger war früher Geistlicher, dann viele Jahre lang Bibliothekar an der Universität Straßburg und ist der Verfasser oder Herausgeber einer großen Anzahl von literarischen Werken. Er hat sich mit Eifer an der Mitarbeit zur Lösung der sozialen Frage, insbesondere der Frauenfrage, beteiligt und bereits mehrere Anstalten ins Leben gerufen, die der Ausbildung und Erwerbsthätigkeit von Frauen gewidmet sind. Sein jetziges Ziel, die Gründung einer „Frauen-Universität," legte Herr Prof. Hottinger in längerem von Wärme und Hingebung getragenem Vortrage dar. Um den Wissensdrang der Frauenwelt zu befriedigen und zwar an einer Stelle, die Gelegenheit giebt, einen Ueberblick zu gewinnen über alle Wissenschaften, ohne an bestimmte Fakultäten gebunden zu sein, soll, wie Herr Hottinger ausführte, in Berlin oder dessen nächster Umgebung eine Frauenhochschule errichtet werden, wo die Frauen nicht nur studiren, sondern auch wohnen sollen. Auf einem Bauplatz von wenigstens 1000 Qm. Bodenfläche gedenkt man eine Anzahl Gebäude zu errichten, die 200 kleine Wohn- und Schlafzimmer für Zöglinge, 30 Zimmer für Lehrkräfte, 4 Vorlesungssäle und 12 wissenschaftliche Institute aufnehmen sollen, und zwar je ein mineralogisches, botanisches, zoologisches, physikalisches, chemisches, astronomisches, anatomisches, physiologisches, technologisches, ein Kunstinstitut und eine Bibliothek. Außerdem sind vorgesehen ein Sommer- und Wintergarten, Ställe für Kleintierzucht, Räume zum Betrieb alles dessen, was in die Hauswirtschaft gehört, ein Sommer- und Winterschwimmbad und ein Turnsaal. Der Studiengang soll in folgender Weise geregelt werden: Bei der Toilette und dem Frühstück sollen englische oder französische Sprachübungen stattfinden, dann soll man sich im Garten, wo jede Dame eine Parzelle erhält, der Pflanzenpflege oder in den Ställen der Tierpflege widmen. Der übrige Vormittag soll mit dem eigentlichen Studium ausgefüllt werden. Während des Mittagsmahles finden wieder Sprachübungen statt, nachmittags wird nach einem Spaziergang wieder studirt. Der Abend soll der Erholung gewidmet sein; für diese Erholungsabende sind Vorträge über schwebende Fragen, Gesang, Musik u. dgl. vorgesehen. Alle vier Wochen findet ein Unterhaltungsabend mit gebildeten Herren und Damen statt. Das erste Jahr soll Gelegenheit geben, eine gründliche allgemeinere Bildung zu erwerben und sich darüber klar zu werden, ob man wieder zum häuslichen Beruf zurückkehren oder sich wissenschaftlich oder technisch



Brotfruchtbaum mit „Jak"-Früchten auf Ceylon.

weiter bilden solle. Die Zöglinge sollen jährlich 300 Mk. zahlen. Die Mittel zur Durchführung des Planes gedenkt Prof. Hottinger wie folgt aufzubringen. Er veröffentlichte bereits 1889 ein umfangreiches Buch „Weltliteratur", das die wichtigsten Werke der gesamten Weltliteratur entweder ganz oder in Auszügen enthält. Davon soll eine neue Auflage veranstaltet und zum Subskriptionspreis von 5, 6 und 10 Mk. abgegeben werden. Bei einer Auflage von 100000 Exemplaren erhofft Prof. Hottinger einen derartigen Erlös, daß man die Frauen-Hochschule nicht nur begründen, sondern auch wenigstens drei Jahre erhalten kann. Hat sich die Anstalt in diesem Zeitraum bewährt, so will sich Prof. Hottinger verpflichten, das ganze Anwesen als Stiftung dauernd zu erhalten. Zur finanziellen Erleichterung und Beschleunigung der Gründung will man möglichst sofort an die Errichtung der Gebäude gehen, um die Räumlichkeiten noch während der bevorstehenden Berliner Ausstellung zur Unterbringung von Fremden zu benutzen, denen man zugleich Führer und Ratgeber sein will. Man will für einen Aufenthalt von sechs Tagen 40 Mk. berechnen und dafür gewähren volle Beköstigung, und zwar das Mittagsmahl auch zum Mitnehmen eingerichtet in einer Büchse, die durch einen Spiritusapparat erwärmt werden kann, einen gedruckten und einen lebenden Führer, vier Billets für die Ausstellung, Karten für den Zoologischen Garten, für ein Panorama und ein Panoptikum, sowie für die Fahrt nach Potsdam, unentgeltliche ärztliche Verpflegung in plötzlichen Krankheitsfällen und das Recht, irgend einen Gegenstand in einem eigens dafür erbauten Raume auszustellen. Der Redner rechnet auf einen Besuch von etwa 10000 Personen, wobei berücksichtigt ist, daß Einzelne nur zwei oder drei Tage verbleiben, wofür sie 14 oder 20 Mk. zahlen sollen. Allerdings verbreitete Prof. Hottinger über den Zusammenhang seines Universitätsplanes mit der Berliner Gewerbeausstellung nicht eingehend genug das wünschenswerte Licht. An den Vortrag schloß sich aber eine lebhafte Diskussion, während welcher Prof. Hottinger zeitweise recht schneidigen Angriffen seitens mehrerer redegewandten Damen ausgesetzt war, die mit ihren Bedenken und Zweifeln nicht zurückhielten, und von denen eine sogar den ganzen Plan als für „Wolkenkukuksheim," aber nicht für Berlin passend bezeichnete. U. a. nannte es Frau Lina Morgenstern eine furchtbare Feigheit, wenn sich nicht eine Frau in dieser Versammlung gegen den Plan ausspreche. Wir hätten bereits Institute genug, in denen sich die Frauen technisch und wissenschaftlich ausbilden könnten. Einzelne ihrer Bemerkungen berührten Herrn Prof. Hottinger höchst bitter, und diese Bitterkeit kam in seiner Entgegnung zum Ausdruck. Frau Prof. Schoenfließ stellte durch einen wohldurchdachten Vortrag die Harmonie der Geister wieder her. Sie zollte dem Streben des Herrn Professors Hottinger volle Anerkennung, deutete aber auch ihre Bedenken an und hob hervor, daß sich der Vortragende eben eine andere Vorstellung von

einer Universität für Frauen mache, als die Frauen selbst. Das Studium um des Studiums willen sei schon jetzt möglich, und sie könne sich nicht für ein neues Projekt begeistern, wo so viele Wege geebnet seien, um dasselbe Ziel zu erreichen. Nach Schluß der Diskussion hatte Herr Hottinger indeß einen nicht zu unterschätzenden Teil der versammelten Damen soweit gewonnen, daß der bereits gedruckt vorliegende Aufruf und die Subskriptionsliste reichlich mit Unterschriften bedeckt wurden. Ein Damen-Comités, das die Gründung der Frauen-Universität in die Wege leiten soll, wird demnächst gebildet werden.

Frühlingsahnen.

Es geht ein Ahnen
Durch Wald und Feld,
Lenzfröhlich Hoffen
Erfüllt die Welt.

Hell scheint die Sonne,
Die Luft ist mild,
Den Baum durchrieselt's,
Die Knospe schwillt.

Die Wiese färbt sich,
Vom braunen Schooß
Der Scholle ringen
Sich Halme los.

Die Biene sonnt sich
Vor ihrem Haus,
Weit streckt die Schnecke
Die Fühler aus.

Die Fische spielen
Im offnen See;
Nur von den Bergen
Blitzt noch der Schnee.

Ein süßes Ahnen
Erfüllt auch mich;
O Frühling, Frühling,
Ich hoff' auf dich.

O welche Freude
Wenn erst im Grün
Die Himmelschlüssel
Und Veilchen blüh'n;

Wenn sich die Lerche
Der Saat entschwingt
Und Jubellieder
Dem Frühling singt.

Julius Sturm.

Kampf um Liebe.

Aus dem Englischen übertragen von **Adele Reuter**.
(Fortsetzung.)

Kapitel 13.

Deane-Court wurde nicht leer von Gästen, seit die Tochter des Grafen Harald von Livingstone ihr Heim dort aufgeschlagen hatte. Die vornehmsten Familien, die dieses Haus ängstlich gemieden hatten, so lange Frank Wilson dort wohnte, beeilten sich, Lady Alice aufzusuchen. Sie war nicht im Zweifel gewesen, daß ihres Gatten Herkommen einen Schatten auf ihre Ehe werfen werde. Es war das ein wunder Punkt in ihrer gesellschaftlichen Stellung; dieses Mißverhältnis auszugleichen, nahm sie sich vor, ihrerseits sehr wählerisch aufzutreten. In Folge dessen strebte Jedermann darnach mit Lady Alice von Deane-Court in Verkehr zu kommen. Ihren Mann durfte man dabei unmöglich übersehen. Sein Vater war entzückt; ihn kümmerte nicht das häßliche Gesicht, noch das wenig angenehme Wesen seiner Schwiegertochter; so lange sie die höchsten Kreise der Gesellschaft um sich sammelte und ihn darin duldete, war er befriedigt.

Georg Wilson hatte durch seine Heirat alles erlangt, was er erstrebte und doch war er nicht glücklich. Niemals führte ihn sein Weg nach Carlyon, stundenlang aber konnte er sich seinen Rache-Gedanken hingeben und überlegen, wann und wie er Vergeltung an ihr üben sollte. Je öfter er sie sah, um so heftiger fühlte er seinen Schmerz, um so größer wurde sein Haß. Ohne eine Spur von Zuneigung hatte er Lady Alice die Hand gereicht und doch hatte er wohl erwogen, was zu thun er im Begriff stand, ehe er sie heiratete. Er wollte Lady Isabel zeigen, wie eines Grafen Tochter stolz darauf war, ihn ihren Mann zu nennen.

Je mehr er darüber brütete, um so düsterer wurde sein ohnehin ernstes Gesicht; mehr als einmal hatte er in seinem finsteren Zorn den Gedanken gefaßt, sie zu töten, damit ihre kalte Schönheit nicht noch weitere Herzen brechen könnte. Ein Verbrechen, meinte er, könne es nicht sein, ein Leben zu vernichten, das anderen so verhängnißvoll wurde; aber nein — es war keine ausreichende Strafe für das, was sie ihm angethan hatte. Sie mußte leben, um zu leiden — lange leiden in Schmerzen und Qualen, wie er gelitten hatte.

Eines Tages, als der Graf mit seiner Tochter und seinen Gästen einen Spazierritt unternahm, begegnete ihnen Georg Wilson. Mit kühler Verbeugung ritt er vorbei, ohne ein Wort des Grußes; aus seinem Antlitz sprühten Unheil und Verderben. „Er hat Isabel noch immer nicht vergeben" dachte der Graf — und ich fürchte, er wird ihr nie vergeben."

Als der Graf am Abend mit Isabel plaudernd in der Bibliothek saß, leitete er das Gespräch auf den Besitzer von Deane-Court. „Ich glaube nicht," bemerkte er, „daß er glücklich ist."

„Was sollte ihm fehlen, um glücklich zu sein?" erwiderte Isabel möglichst unbefangen.

„Er hat nicht aus Liebe geheiratet" fuhr der Graf fort.

„Es macht mir stets Spaß, Papa" warf Isabel heiter lachend ein „wenn Du der Liebe eine so große Bedeutung im Leben zuweisest."

„Die hat sie unzweifelhaft."

„Ich kann das nicht einsehen" erwiderte Isabel.

„Du hast erst angefangen zu leben. In wenigen Jahren wirst Du anders darüber denken, mein Kind. Ich zweifle nicht, der Tag wird kommen, wo Du über das, was Du über ein Leben ohne Liebe gedacht hast, lächeln wirst, wie das schon so mancher vor Dir gethan hat."

„Ist das Dein Ernst, Papa?" fragte sie nachdenklich. Unwillkürlich kam ihr Lady Silvias leidenschaftliches Liebeslied und die eigentümliche Wirkung, die es auf ihr Gemüt gehabt hatte, in den Sinn.

„Wenn dieser Tag jemals kommen sollte, werde ich kein Hehl daraus machen, Papa."

Ein Diener überreichte ein Billet für Lord Connor, einer seiner Verwalter erbat einen Pacht-Vertrag. „Kann ich Dir das Schriftstück bringen, Papa? Sage mir, wo ich es finde."

„Es wird in meinem Schreibtisch liegen, Isabel, ich glaube in der dritten Schublade rechts; hier ist der Schlüssel."

Der Schreibtisch stand an einem der Fenster. Isabel nahm den Schlüssel und öffnete. Der Schubkasten enthielt nichts weiter, als die verwelkten Blätter einer Passionsblume, einen weißen Handschuh, eine lange hellblonde Locke, einen kleinen Trauring und ein fast verblichenes Brustbild. Arglos nahm sie das Bild und betrachtete überrascht den schönen Frauenkopf. „Welch liebliches Geschöpf! Wo habe ich Sie schon gesehen? Sie kommt mir so bekannt vor, und doch kann ich mich nicht darauf besinnen."

Je mehr sie das Bild betrachtete, desto größer wurde ihre innere Erregung, für die sie selbst keine Erklärung hatte. Mit Mühe unterdrückte sie eine Thräne, die sie in ihrem Auge hervortreten fühlte, weil ihr aus dem lieblichen aber traurigen Gesicht, mit den tiefen Schatten um die Augen, eine Welt von Schmerz entgegenschaute. War es ein Trugbild der Phantasie oder lag es in der vortrefflichen Ausführung des Bildes — es kam ihr vor, als wenn das Bild Leben gewänne und die Augen sie wunderbar verständnisvoll und innig anblickten. Ein leiser Aufschrei entrang sich ihren Lippen, der Graf sprang auf.

„Du hast das falsche Fach geöffnet, Isabel," rief er bestürzt, als er das Bild in ihren Händen bemerkte.

„Sieh doch, Papa! Ich fand es in diesem Kasten. Welch liebliches Gesicht — wie anmutig und edel und so traurig! Ich muß diese Frau schon früher gesehen haben, wer ist sie?"

„Irgend eine Aehnlichkeit täuscht Dich, Isabel. Es ist das Bild einer Frau, die ich vor vielen Jahren kannte. Sie ruht schon lange im kühlen Grabe."

„Und Du hast sie geliebt, Papa?" fragte sie erstaunt.

„Ja, ich liebte sie" antwortete er betrübt. Sie starb sehr jung, Isabel."

„Ist dies ihr Haar, Papa? Es ist dem meinigen täuschend ähnlich. Wenn ich eine Locke von meinem Haar dazwischen legen würde, ich glaube, Du würdest sie nicht herausfinden."

Entsetzt nahm er die Locke aus ihrer Hand. „Berühre sie nicht, mein Kind. Ich bin nicht abergläubisch, doch habe ich öfter gehört, daß das Haar der Toten uns Unheil bringen kann. Berühre es nicht, Isabel."

„Aber warum verwahrst Du es denn, Papa?" rief Isabel erstaunt.

„Weil ich sie liebte. Frage nicht weiter. Es ist ein Andenken an eine Frau, die mir teuer war und die mir leider viel zu früh entrissen wurde."

„Aber, Papa" fragte Isabel überrascht, „ich glaubte immer, Du habest meine Mutter geliebt?"

„Gewiß, ich liebte sie von ganzem Herzen," rief er erregt aus „aber sprich nicht von ihr. Es thut mir leid, daß Du dieses Fach geöffnet hast. Das Bild erweckt trübe Erinnerungen in mir. Ich liebte sie und mußte von ihr scheiden — eine alltägliche Geschichte."

Sie drückte einen Kuß auf das süße Gesichtchen und legte das Bild in den Kasten. Gern hätte sie ihren Vater noch über den Ring und den Handschuh gefragt, doch sie merkte, daß es ihn aufrege. Während sie den Kasten schloß, las sie noch auf einem vergilbten Blatte die von schöner Hand geschriebenen Worte „Lieben ist das schönste Gebet." Lange noch wiederholte sie die Worte leise, über ihre Bedeutung nachgrübelnd.

* * *

Für Georg Wilson öffneten sich zahlreiche Burgen, an deren Thore er vor seiner Verheiratung vergeblich geklopft haben würde. Die Freunde des Grafen Harald überboten sich in Einladungen zur Jagd in den schottischen Hochlanden. Grafen und Gräfinnen begrüßten ihn freundlich in ihren Schlössern. Mit Stolz gewahrte er, daß seine Heirat alle Schwierigkeiten hinweg geräumt hatte, die seinen Lebensweg gehemmt hatten. Und dennoch fühlte er sich nicht wahrhaft glücklich.

Der Herzog von Norton, ein Verwandter des Grafen Harald, hatte das junge Paar eingeladen, einige Wochen auf seinem Schlosse Norton zu verleben. Das Schloß lag dicht bei Oldbury, dem Standorte der Leibhusaren der Königin, des vornehmsten Kavallerie-Regiments im Lande. Die Offiziere des Regiments entstammten sämmtlich altadligen Familien und waren stolz auf diese Ausnahme-Stellung. Der Oberst war ein Prinz aus königlichem Geblüt, der Major war der Sohn eines

Peers, andere Offiziere waren Erben hoher Adelsnamen.

Georg Wilson hatte die Bekanntschaft zweier dieser Offiziere gemacht, des Majors Sir Christoph Hardon und eines Rittmeisters Sir Thomas Berkley, er pflegte diese vornehme Bekanntschaft mit besonderem Behagen. Ueber ihn Erkundigungen einzuziehen, hatte man nicht für erforderlich gehalten, einmal war sein großer Reichtum bekannt, sodann — und das war das wichtigere — war er der Schwiegersohn des Grafen Harald von Livingstone und Gast des Herzogs von Norton. Das genügte, um ihn im Kreise der Offiziere herzlich willkommen zu heißen. Eines Tages war er einer Einladung zu einem Diner im Offizier-Kassino gefolgt.

Während man vor dem Mahle im Gesellschaftszimmer plauderte, stürmte ein Lieutenant herein und warf sich atemlos in einen Sessel mit den Worten „das ganze Regiment ist blamiert! Denken Sie sich, meine Herren, soeben erfahre ich aus zuverlässiger Quelle, daß Lieutenant Mark Dalton nicht, wie wir angenommen hatten, ein Sprosse des Hauses Dalton von Merlinborough ist, sondern der Sohn eines einfachen Tuchmachers, der sich in Elmore in Kent ein großes Vermögen erarbeitete — ein enormes Vermögen, nehme ich an, denn er hat, wie ich höre, sehr glücklich spekuliert!

„Der Sohn eines Tuchmachers?“ wiederholte Major Hardon, eines Mannes, der mit Elle und Scheere hantiert hat, dessen Vermögen aus Wolle und Tuch entsprossen ist? Unmöglich! Sie irren sich, Kamerad!“

„Leider ist es kein Irrtum“ stöhnte der Lieutenant. „Wir müssen der Sache auf den Grund gehen, Das können wir auf dem Regiment nicht sitzen lassen.“

Georg Wilson lauschte erstaunt. Wenn man so geringschätzig von dem Sohn eines reichen Kaufmannes dachte, was würde man erst von ihm sagen, wenn man erfuhr, daß sein Vater als Kohlenknecht angefangen hatte.

„Es ist gut, daß sie nichts davon wissen“ dachte er. „Auch der Herzog von Norton könnte mich nicht vor ihrer Verachtung schützen.“

Andere Offiziere stürmten herein, um zu hören, ob die Nachricht, die auch ihnen zu Ohren gekommen war, begründet sei. Mit Staunen bemerkte Georg Wilson die allgemeine Geringschätzung für alles, was nicht in ihren Kreis paßte.

Lieutenant Dalton war wohlgeartet, tapfer, hochherzig und von feinen Manieren. In Erwiderung wichtiger Dienste, die sein Vater ihm bei seiner Wahl zum Parlaments-Mitglied geleistet, hatte Lord Grandon ein reges Interesse für den einzigen Sohn des Kaufmanns. Er riet Mark in die Armee einzutreten, für die er selbst lebhaft schwärmte und verschaffte ihm eine Stelle im Leibregiment der Königin. Man empfing ihn dort seines Namens wegen mit offenen Armen in dem Glauben, er sei ein Dalton von Merlinborough. Es fiel zwar auf, daß er niemals von seiner Familie sprach und auf eine gelegentliche Frage nach dem Wohnsitz seines Vaters ausweichend antwortete, sein Vater sei tot und er selbst habe augenblicklich keinen Wohnsitz, doch dachte man nicht daran, daß man sich in seiner Herkunft so vollständig geirrt haben könne.

Georg Wilsons Erstaunen wuchs, als man ihm erzählte, Dalton sei einer der tapfersten und vielversprechendsten Offiziere des Regiments, ein liebenswürdiger Gesellschafter und hervorragender Mensch. Trotzdem waren alle der Ansicht, daß man ihn als Sohn eines Kaufmanns nicht ferner Kamerad nennen könne. Man beschloß einstimmig, ihn von den geselligen Vergnügungen auszuschließen und nur das Allernotwendigste mit ihm zu sprechen, in der Hoffnung, daß er alsbald das Regiment wechseln werde.

Georg Wilson war sehr gespannt, diesen außergewöhnlichen Mann, für den er schon jetzt eine lebhafte Teilnahme fühlte, kennen zu lernen. Einige Minuten später schritt er an des Majors Seite über den Kasernenhof, um die für die Soldaten eingerichtete Bibliothek in Augenschein zu nehmen, als ihn der Offizier auf einen Kameraden aufmerksam machte, der in einiger Entfernung beobachtete, wie ein Soldat ein widerspänstiges Pferd zu zähmen suchte. Georg Wilson war überrascht über die männliche Schönheit dieses jungen Offiziers. Mit welcher gewandten Anmut er sich bewegte, welch stattliche, kernige Figur, diese breite Brust und die stämmigen Schultern! Von dunkler Gesichtsfarbe, blitzten die Augen auf in feurigem Mut, der Mund und die edelgeschwungenen Augenbrauen verrieten Stolz und Ehrgeiz.

Auf seine Frage, wer dieser stattliche Mann sei, fragte ihn der Major wieder, wen er in demselben vermute.

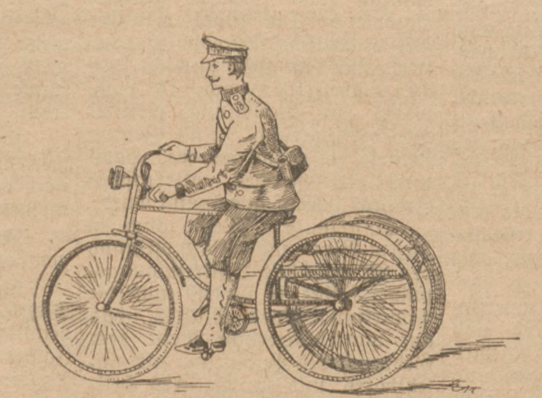
„Nach seinem Aeußeren zu urteilen, halte ich ihn mindestens für den Sohn eines Fürsten. Welch prächtige Erscheinung!“

„Sie haben recht, es giebt kaum einen schöneren Offizier, an ihm ist jeder Zoll ein Edelmann. Wer könnte auf die Vermutung kommen, daß er der Sohn eines Tuchmachers ist?“

„Das also ist der Herr, von dem Sie sprachen?“ fragte Georg Wilson sehr erstaunt.

„Jawohl,“ erwiderte der Major „es ist Lieutenant Dalton.“

„Er macht mehr den Eindruck eines Sprossen aus altem Geschlecht, als irgend einer von denen, die den Stab über ihn brechen“ dachte Georg Wilson. Sein Herz schlug warm für den jungen Offizier; er wußte, wie weh es that, seines Herkommens wegen zurückgesetzt zu werden. „Ob er je so wird leiden müssen, wie ich?“ dachte er und beschloß mit Mark Dalton Freundschaft zu schließen. Major Hardon verneigte sich kühl, als er an seinem Kameraden vorüberging und Mark erwiderte den Gruß in derselben Weise.



Dienstmann auf dem Dreirad (s. S. 36.)

„Es wird eine Scene geben bei Tisch. Wie gut, daß der Herzog hat absagen lassen“ bemerkte der Major.

Der Speisaal war hoch und geräumig, die Ausstattung äußerst vornehm. Die Tafel war reich mit Silber und Krystall besetzt, trotzdem lag ein so angenehmer Hauch der Behaglichkeit über dem Raum, daß Georg Wilson, der ein scharfes Auge für alles wirklich Schöne hatte, angenehm überrascht wurde. Mit Wohlgefallen betrachtete er den Kreis aristokratischer Männer, die an der Tafel Platz genommen hatten. Lieutenant Dalton war unzweifelhaft der hervorragendste unter ihnen. Sein ganzes Auftreten forderte Achtung.

„Man wird sich hüten, mit ihm anzubinden, und wenn er zehn mal eines Tuchmachers Sohn ist“ dachte Georg. Er mußte die feine Manier bewundern, mit der man dem jungen Mann zeigte, daß er nicht ihresgleichen sei. Niemand war unhöflich zu ihm, man vermied es jedoch mit ihm zu plaudern; und wenn er etwas vorbrachte oder eine Behauptung aufstellte, ging Niemand darauf ein. Man hatte zu große Achtung vor ihm, um einen Streit vom Zaune zu brechen; aber das stand bei Allen fest, er mußte ihr Regiment verlassen.

Georg Wilson fühlte sich hingezogen zu diesem Manne, er hätte ihn fast beneiden mögen. „Hätte ich seine Eleganz, seine Gewandheit und seinen Mut, ich würde eine andere Stelle einnehmen“ dachte er. „Ihn hat die Natur zum Edelmann geschaffen, ich fühle Hochachtung vor ihm.“

Das Diner war zu Ende. Lieutenant Dalton schlug an sein Glas. Sein sonnengebräuntes Antlitz glühte in edler Begeisterung.

„Ich bitte um die Erlaubnis, einige Worte an Sie richten zu dürfen, meine Herren Kameraden“ begann er. Der Major verneigte sich zustimmend. „Ich habe erfahren, meine Herren“ fuhr er fort, „daß meine Abstammung Sie beschäftigt hat, und daß Sie der Ansicht sind, ich sei kein Edelmann. Auch erwarten Sie von mir, daß ich in ein anderes Regiment mit weniger strengen Anforderungen an die Geburt seiner Offiziere eintreten möge. Als ich in Ihr Regiment eintrat, habe ich nicht darnach gefragt, ob Sie es wußten oder nicht, daß ich eines Tuchmachers Sohn bin. Nachdem ich erkannt hatte, mit welch kleinlichen Vorurteilen Sie jeden über die Schulter ansehen, dessen Wiege nicht ein Adels-Wappen schmückte, spürte ich keine Neigung, Ihre Geringschätzung dadurch herauszufordern, daß ich Ihnen, wie ich es jetzt mit Stolz thue, offen bekannte, wer mein Vater war.“

Ein leises Murren folgte diesen Worten, während Georg Wilson, seine Stellung als Gast vergessend, lauten Beifall zollte.

(Fortsetzung folgt.)

Plauderecke.

Der Indische Brotbaum, auch Jaka genannt (s. Bild Titelseite) trägt an den dicken Aesten und am Stamm bisweilen bis zur Erde herabhängende, 10 bis 25 Pfund schwere Früchte. Die äußere Fruchtschaale ist gelblichgrün, mit schleimigem Milchüberzug, runzelig und voller Höcker, schließt bis zu 100 kleine längliche Früchte ein, die von dickem, weißem, wohlschmeckendem Fleisch umgeben sind; dieses wird vorzugsweise gegessen. Jede dieser kleineren Früchte enthält einen kastanienartigen Kern von der Taubenei-Größe. Diese reifen Früchte werden geschält und als Obst genossen. Auf Ceylon dienen sie einen großen Teil des Jahres über als ausschließliche Nahrung. Man ißt die Früchte roh, gekocht oder in Palmöl gebraten; aus dem getrockneten Mehl des Fleisches backt man Kuchen. Der indische Brodbaum liefert auch Kautschuk und ein Harz, das unter dem Namen Dammar selo in den Handel kommt. Der Extrakt der Wurzel wird gegen Durchfall, das harte Holz (Jaquinaholz) wie Mahagoni angewendet; die Rinde dient zum Gerben und Färben. Zuweilen bildet der oft aus der Wurzel ausscheidende Milchsaft in der Erde weiche, innen gelbliche, knollenartige Körper, die als Mittel gegen Diarrhöen angewendet werden. Das Vaterland dieser Bäume ist Ostindien und die Insel Ceylon. Der übermäßige Genuß der Brodbaumfrucht ruft Darmkatarrhe hervor, gegen die aber die Wurzel und die Rinde desselben Baumes das sicherste Heilmittel sind. Die meisten Brodfruchtbäume, die eine Höhe von 12—18 Meter erreichen, sind vortreffliche Zierden hoher und großer Warmhäuser.

Die Zukunftskleidung der Frauen. Der Zeitpunkt, wo die Frauen ihre Kleidung ändern müssen, liegt wohl nicht mehr zu fern. Heutzutage, wo die Frau gezwungen ist, männliche Arbeiten mit zu übernehmen, und auf sie und ihre Kleidung von den Arbeitgebern in keiner Weise Rücksicht genommen werden kann, ist eine Aenderung der Frauentracht für das Alltagsleben ernst in Erwägung zu ziehen. Eine Frau in Kleiderröcken auf einem Velociped ist lächerlich, und in Großstädten bei dichtem Wagenverkehr kann es für die Fahrerin geradezu lebensgefährlich werden. Viele Frauen werden jedoch in Großstädten, wie London, Berlin, Paris rc., nur für das Velociped engagiert. Die Statistik giebt jedes Jahr darüber Bericht, wie viel mehr Frauen als Männer in den verschiedenen Ländern vorhanden sind. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Frauen, die sich allein durch das Leben schlagen müssen, Alles lernen und können wollen und sollen, was ihnen hilft, sich eine sichere, selbständige Lebensstellung zu gründen. Die heutige Tracht bildet jedoch für die arbeitenden Frauen vielfach ein großes Hindernis. Es sollte daher für das Alltagsleben ein Kostüm ähnlich dem der Türkinnen oder Pagen geschaffen werden. Z. B. hohe Stiefel, Beinkleider, die in diesem getragen werden, dazu ein kittelartiges Gewand, welches elegant und hübsch gearbeitet werden kann. Für den Sommer Matrosenhüte von wasserdichtem Stoff und für den Winter gestrickte Mützen. Selbstredend müsse der Kittel bis über die Kniee reichen. Dieses Kostüm würde jede junge und ältere Dame gut kleiden und dabei dezent aussehen. Es dürfte auch für unsere Maler eine dankenswerte Aufgabe sein, ein anmutiges, hübsches Zukunftskleid zu entwerfen. Für die Gesellschaft könnten ja die bisherigen Kleider weitergetragen werden. In England, wo die Frauen schon lange und vielfach das Velociped benutzen, tragen sie einen kurzen, in der Mitte geteilten Rock, der den Eindruck von Pumphosen macht. Diese Tracht ist nicht nur häßlich, sondern auch gefährlich, weil die Radfahrerin leicht damit hängen bleibt. Für die Frauen der oberen Zehntausend, die sich nicht ihr Brod verdienen müssen, kann ja die Schleppprobe die Straßen weiter kehren. Die arbeitenden Frauen jedoch müssen notgedrungen an eine Aenderung ihrer Kleider denken, wenn sie sich nicht durch die alte Kleidung in Gesundheit und Erwerb schädigen wollen.

Aus Welt und Leben.



Ferdinand Schichau. †.

Nicht nur in Deutschland, sondern auch jenseits des Ozeans ist die Firma F. Schichau bekannt, deren Begründer, der Mann, der ihr zur Weltbekanntheit verholfen, Ende Januar d. J. zu Elbing in Westpreußen verstorben ist. Wenn man die Namen Krupp, Gruson, Schwartzkopff nennt, so darf auch der Name Schichau, als einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Eisenindustrie, nicht fehlen. Wenn heute der deutsche Schiffsbau sich eine dem englischen nahezu ebenbürtige Stellung errungen hat, so ist dies nicht zum wenigsten auch des Verstorbenen Verdienst. Und wie die meisten Begründer der großen deutschen Eisenwerke self-made-men waren, so auch Ferdinand Schichau, der von klein auf angefangen hat. Ferdinand Schichau war am 1. Februar 1812 in Elbing geboren, erlernte nach Absolvierung des dortigen Realgymnasiums den Maschinenbau, studierte drei Jahre am Gewerbe-Institut in Berlin, arbeitete ein Jahr in England und gründete 1837 eine Fabrik in Elbing, welche, wie die Filiale in Danzig, die speziell dem Torpedoschiffsbau gewidmet ist, heute zu den größten industriellen Unternehmungen Deutschlands gehört. Schichau baute in Deutschland das erste eiserne Schiff und den ersten Dampfbagger. Ebenso lieferte er zuerst eine Zweicylinder-Compound-Dampfmaschine, dann die erste Compound-Schiffsmaschine der deutschen Marine und das erste seefähige Torpedoboot. Sein Andenken wird in den Annalen der deutschen Industrie allezeit unverlöschbar feststehen.

Zeit ist Geld. Immer mehr wird diesem alten amerikanischen Wort Rechnung getragen. Vermitteln Telegraph und Telephon gedankenschnell den Austausch von Mitteilungen, so wird es auch immer mehr erstrebt die Zusendung von Bestellungen und Waaren zu beschleunigen. Der schwerfällige Eckensteher, Dienstmann, Panknin von anno dazumal ist ein überwundener Standpunkt. Berlin hat seit Mitte Januar ab Dienstmänner hoch zu Stahlroß. Und sie sind sofort beliebt geworden, diese Angestellten des Berliner Fahrrad-Dienstmanns-Instituts. Aus dem Namen geht hervor, daß das moderne Vehikel sich mit dem ehrwürdigen Institut des Dienstmanns „die Hand gereicht hat". Kürzlich wurde diese Koalition zwischen neuester und alter Zeit im Berliner Kaiserhof einem geladenen Publikum vorgeführt und in seiner inneren Organisation erklärt. Diesen Erklärungen entnehmen wir, daß der Tarif der nämliche ist, der für den per pedes amtierenden Dienstmann gilt. Wie der letztere polizeilicher Prüfung und Aufsicht untersteht, so sein moderner Konkurrent. Nach jeder Richtung hin: in moralischer und finanzieller Beziehung und in lokalwissenschaftlicher Hinsicht ist der Mann einem strengen Examen unterworfen worden, ehe er für würdig befunden worden ist. Die Leute selbst präsentiren sich sehr schmuck und adrett (siehe Bild S. 35). Es ist eine auserwählte Mannschaft; ihre Kleidung ist aus wasserdichtem Segeltuche zusammengesetzt, sodaß es nur eines leichten Abwaschens bedarf, um den in sausender Fahrt emporgeschleuderten Straßenschmutz zu entfernen. Das Dreirad selber ist sehr praktisch konstruiert, da die an demselben angebrachte Tragplatte die Beförderung größerer Gepäckstücke gestattet.

Mittel zum Schutze der Pflanzen gegen Parasiten. In landwirtschaftlichen und gärtnerischen Kreisen wird uns vom Patent-Bureau von R Lüders in Görlitz gebrachte Mitteilung, daß ein Engländer ein „Strabonit" genanntes Mittel zum Schutze der Pflanzen gegen Parasiten erfunden hat, welches weder den Pflanzen selbst schadet, noch in seiner Bereitung oder Anwendung zu theuer ist, Interesse erregen. Das Präparat besteht aus natürlichem Erdpech, welches in fein gepulvertem Zustande mit irgend einem Stoffe gemischt ist, welcher das Pech am Zusammenlaufen und Ballenbilden hindert. Ein geeigneter Stoff hierzu ist trockene Erde, Lehmpulver, trockene Kreide oder dergleichen. Das Gemenge wird in der Weise angewendet, daß man es in der Erde um die Wurzeln bringt, oder die Gruben, in welche die Wurzeln eingepflanzt oder eingesäet werden sollen, teilweise damit füllt, ehe die Wurzeln oder Sämereien eingebracht werden.

In der Musikalienhandlung. Dame: „Was kosten Mendelssohns Lieder ohne Worte?" — Musikalienhändler: „Zwei Mark, mein Fräulein!" — Dame: „Und mit Worten?"

Durch die Blume. Dramatiker: „..O, mein Stück wird heute Erfolg haben!" — Direktor: „Das hat Ihnen wahrscheinlich „die Naive" gesagt!"

Gemeinnütziges.

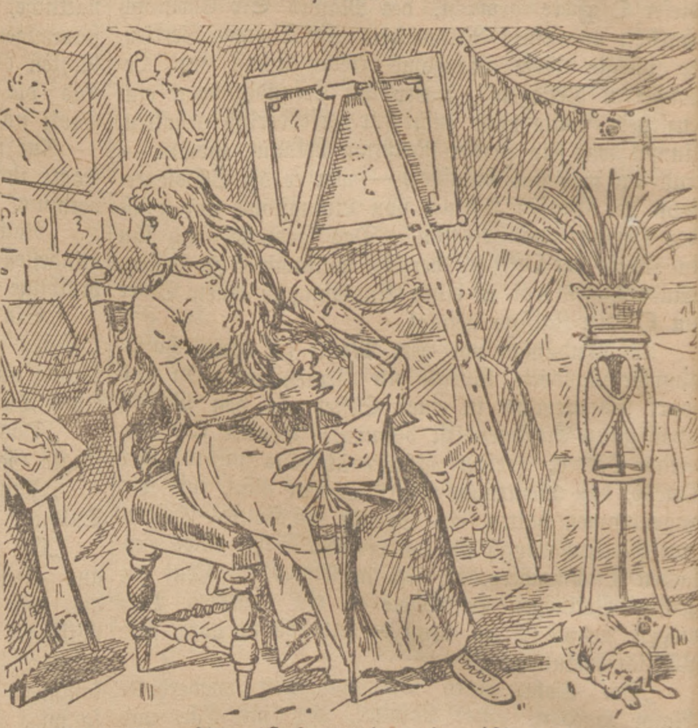
Woher stammen die Namen unserer Münzen? Die älteste deutsche Münze ist der Kreuzer. Das Prägen der Münzen lernten die Deutschen von Missionaren aus dem byzantinischen Kaiserreich. Da man in diesem Reiche bereits zu Konstantin's des Großen Zeiten das Kreuz auf Münzen geprägt hatte, so wurde dies in Deutschland beibehalten, und so entstand der Kreuzer. Solche mit Kreuzen versehene Kupferstücke findet man noch in Münzsammlungen. Der Name Pfennig stammt her von dem althochdeutschen phantinc, Pfand; Münzen dieses Namens kommen zur Zeit Otto's I. (936—973) vor. Ursprünglich waren es Silbermünzen, die aber später auch in Kupfer geschlagen wurden, so um 1300 in der schwäbischen Stadt Hall, weshalb diese Münzen den Namen Häller erhielten, woraus sich die Schreibweise Heller bildete. Unter Otto I. wurden auch Schillinge geprägt, was die deutsche Bezeichnung für Bracteaten (Hohlmünzen) ist und vom althochdeutschen scilt (Schild) herkommt. Um das Jahr 1300 kommen auch Dickpfennige vor, und da man im Mittelalter die Manie hatte, Alles zu latinisieren, so nannte man sie Grossus, woraus Groschen entstand. Auch der Name Mark stammt wahrscheinlich aus dem Lateinischen, nämlich von marcus (großer Hammer). Die Mark war die älteste deutsche Reichsmünze, ursprünglich ein Münzgewicht von 22, später (1042) von 16 Loth, wobei zur Verhütung weiterer Wertverringerung ein Zeichen (Marke, also von marcus, Hammer, ein heiliges altdeutsches Zeichen) darauf angebracht wurde.

Eingesandt! Wenn auch in diesem Blatte sich die Empfehlung des M. Schütze's Blutreinigungspulver findet, so ist das nicht die Anpreisung eines Mittels, das auf marktschreierische Weise dem Gebrauch des Publikums als unfehlbares und untrügliches Heilmittel angeboten wird, sondern es ist ein aus völlig unschädlichen als auch zweckmäßig zusammengesetzten Arzneistoffen fabriziertes Arzneimittel, welches hauptsächlich eine Nachahmung der böhmischen Mineralwässer repräsentiert und in seiner Wirkung sich sicherer erweist als das sogenannte Karlsbader Brausepulver. Wie jene in den verschiedenartigsten Leiden häufig Heilung und Linderung bringen, so ist auch dieses Mittel vielfach von guten Erfolgen begleitet und erfreut sich der wiederholten Nachfrage der alten Kundschaft und erwirbt sich leicht neue.

Bei Congestivzuständen nach dem Kopfe, bei übermäßiger Herzaktion, bei Leberleiden, die auf Stockungen in dem Blutkreislauf beruhen, bei Störung der Verdauung, wie Appetitlosigkeit, überschüssige Säuren, Trägheit des Darmes, mangelhafter Innervation desselben, sowie Störungen und Stauungen in dem Hämorrhoidalsystem, Hautausschlägen pp. bewährt sich dieses Präparat ganz vorzüglich. Die stets gleichmäßige Beschaffenheit des Pulvers sichert gegenüber den Mineralwässern, deren Güte blos zur Versandtzeit garantirt ist, mindestens eine gewisse Ebenbürtigkeit. à Dose 1,50 Mk., unter 2 Dosen werden nicht versandt, 5 Dosen portofrei. Versandt nur durch Apotheker Ed. Wildt, Köstritz. Zu haben in vielen Apotheken. Jede Dose ist mit der Schutzmarke „Hygiea" und den Namenszug M. Schütze versehen und mit einem blauen Streifen verschlossen. Prämiirt 1893 in London mit dem I. Preis, in Magdeburg mit der goldenen Medaille.

Heiteres.

Vexierbild.



Modell: „Wo ist denn jetzt der Maler hin!"

Falsche Auffassung. Der greise Vater gab seinem auf der Universität befindlichen Sohne gute Ermahnungen: „Nicht durch blutige Händel, überhaupt nicht durch rohe Gewalt darfst Du Deinen Widersachern zu imponieren suchen! Zeige Ihnen lieber im geselligen Verkehr Deine Ueberlegenheit und lasse sie fühlen, daß Du mehr weißt und kannst als sie." — Das leuchtete dem Sohne, der wohl leichtsinnig, aber nicht schlecht war, ein und von der Zeit an suchte er keine Händel mehr mit seinen Widersachern, sondern — trank sie unter den Tisch.

Frommer Wunsch. Redakteur (eingesandte Manuskripte wegwerfend): „Zu Babylon hätt' ich Redakteur sein mögen, als sie noch auf Ziegelsteine geschrieben haben! Da hätt' ich mir aus meinem Papierkorb die schönste Villa bauen können!"

Vernichtende Kritik. „Wie hat Ihnen meine neue Tragödie gefallen?" — „O, das war ein Hauptspaß!"

Ein richterlicher Witz. Vor einem wegen seines kaustischen Witzes bekannten Londoner Richter erklärte ein Zeuge, dessen Wahrheitsliebe angezweifelt wurde salbungsvoll: „Ich bin schon in jungen Jahren der Wahrheit angetraut worden", worauf der Richter trocken fragte: „Sind Sie Witwer oder geschieden?"

Sächsisches Distichon. Alles is Sie vergänglich; das sieht mer am Kneebchen, am Debbchen; denn das Knebbchen reißt ab und das Debbchen wird leer. („Flieg. Bl.")

Galgenhumor. Präsident: „Wie kamen Sie dazu, kaum aus dem Zuchthause entlassen, abermals ein Geldspind zu erbrechen?" — Verbrecher (mit liebenswürdigem Grinsen): „Weil Geld darin, Herr Gerichtshof."

Enfant terrible. Tante: „Guten Morgen, liebes Klärchen, ist Mama zu sprechen? — Klärchen: „Jetzt noch nicht, sie bekommt gerade Zähne."

Erkannt. Junger Ehemann: „Meine Frau kocht heute zum ersten Mal. Du kannst mein Gast sein!" — Freund: „Aha, und da soll ich Dich wohl herausfressen!"

Aus einer Vereinsrede. „.. Meine Herren! Zu die Anjelegenheit brauchen wir Jeld. Det können wir aus unsere Kasse nehmen, det dürfen wir, dazu sind wir berechtigt; aber det woll'n wir nisch! Denn warum? — weil nichts d'rin is!"

Preis-Rätsel.

Dreisilbige Charade.

Hehr und leise steigt die Erste nieder
Und breitet sanft die Letzten aus;
Das Ganze kehrt in jedem Jahre wieder,
Und gerne nimmt man es nach Haus.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Jeder Leser kann sich am Erraten beteiligen. Den Einsendungen ist eine Zehnpfennig-Marke beizufügen. Die drei der Form nach besten richtigen Lösungen die bis zum 15. März an die Redaktion des „Zeitspiegel" Berlin SW. 68 gelangen erhalten je einen Preis.

I. Preis: Deutsche Pfalz und deutsches Dorf (prachtvoll illustr.)
II. Preis: Steinhausen, Geschichte Wendelins von Langenau.
III. Preis: Uthmann, Bilder aus dem Lieutenantsleben.

Die Namen der übrigen Einsender von richtigen Lösungen werden veröffentlicht.

Auflösung des **Preis-Rätsels** aus Nummer 7:

Monopol.

Verantwortlicher Redacteur: Hans Sartorius, Berlin. — Verlag von Max Pasch, Berlin SW. — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW.